Seit Jahrhunderten begeistert persische Miniaturmalerei Herrscher und Kunstfreunde. Noch heute wird die Handwerkstradition in eigenen Malschulen weitergegeben.

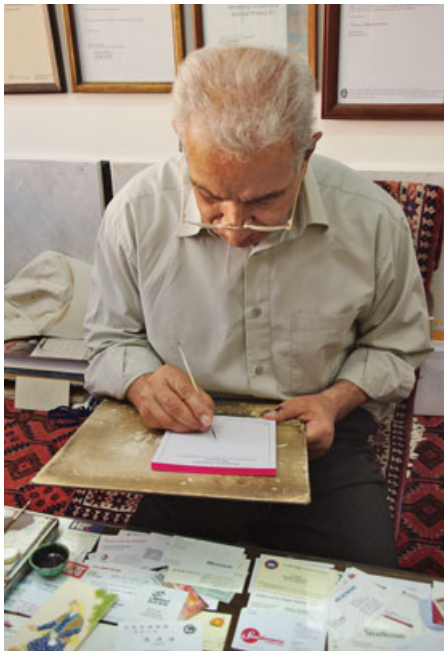
Laila unter der Lupe

Von CLAUDIA STODTE

Der Tisch quillt über von Tuschkästen, Paletten und Papier. Drei junge Frauen zeichnen konzentriert, die Atmosphäre ist entspannt. Eine blonde Frau mit Kopftuch betritt den Raum, in ihren Händen mehrere Schachteln mit iranischen Süßigkeiten. Die Berlinerin Mila, 18, feiert heute ihren Ausstand; ihr zweiwöchiges Schulpraktikum in der Isfahaner Malerschmiede ist zu Ende.

Werkstatt und Geschäft des Miniaturmalers Hossein Fallahi, 72, liegen nur wenige Schritte von Isfahans großem Platz entfernt. Hier studierte Fallahi bis 1981 bei dem bekannten Maler Ali Sajjad, hier unterrichtet er seine insgesamt 15 Schüler in der Kunst der kleinen Bilder.

„Ich wünschte, ich hätte einen Großvater wie ihn“, schwärmt Mila. „Er ist so ruhig und geduldig.“ Geduld ist wohl die wichtigste Eigenschaft, die ein Miniaturkünstler braucht, neben Inspiration, Zeichentalent und Farbgefühl. Viele Motive sind so klein, dass sie mit bloßem Auge kaum erkennbar sind. Fallahi zeichnet sie auf Papier, Holz, Leder und auf plattgepresste Kamelknochen. Über seinem Arbeitsplatz prangt eine große Lupe, die an einem Gelenk bewegt werden kann.



Schülerinnen im Malatelier, Miniaturkünstler Fallahi beim Entwerfen

Die persische Miniaturmalerei ist mehr als 800 Jahre alt und begann als Buchkunst. Vermutlich entwickelte sie sich mit der Übersetzung griechischer Werke ins Arabische im 12. und 13. Jahrhundert in Bagdad, Kairo und Täbris. Die bunten Bilder machten die naturwissenschaftlichen Werke über Astronomie, Geografie, Zoologie und Heilkunde verständlicher.

Illustrationen literarischer Werke sind seit dem 13. Jahrhundert bekannt. Diese Kunstform erlebte in Iran ihre höchste Blüte: Kein anderes islamisches Land kennt eine derart poetische und dekorative Symbiose von Text, Bild und Schrift.

Die frühen Miniaturen zeigen ein Potpourri verschiedener Stile: Erkennbar sind byzantinische, arabische, indische und chinesische Einflüsse. Durch die mongolische Eroberung Irans im 13. Jahrhundert verstärkte sich der ostasiatische Einfluss. Chinesisch inspiriert sind Motive wie Drachen, Phönixe und Wolkenkringel, aber auch die komplexere Komposition und die Qualität der Linienführung.

Wirklichkeitsnähe ist dabei zweitrangig. Die Bilder schaffen ein Ideal, streben nach der Harmonie von Raumgestaltung, Pinselstrich und Farbgebung. Flächige, zweidimensionale Darstellung und das Fehlen einer Zentralperspektive sind wohl auch auf die Bilderfeindlichkeit des Islam zurückzuführen: So mussten die Künstler weniger den Vorwurf fürchten, sie ahmten Gott, den Schöpfer, nach, indem sie selbst gleichsam Leben erschufen.

Alle Menschen auf den Bildern sind gleich groß. Frauen tragen oft ähnliche Kleidung wie Männer; manchmal unterscheiden sie sich nur durch ihre hellere Haut. Pferde haben kleinere Köpfe als in der Wirklichkeit – das liegt am Schönheitsideal der Zeit –, und ihre Augen wirken fast menschlich. Der „humane“ Gesichtsausdruck von Tieren könnte ein Echo uralter indoiranischer Mythologie sein.

Als Inspiration diente vor allem das Schahname, das „Königsbuch“ von Fer-

FOTOS: CLAUDIA STODTE / DER SPIEGEL

dausi (siehe Seite 70). Fast jeder iranische König besaß ein individuell gestaltetes Exemplar; heute sind diese Prunkbände weltweit in Museen und Bibliotheken zu bewundern. Auch die Werke anderer Dichter wurden bebildert, wie Nizamis anrührende Liebesgeschichten „Laila und Madschnun“ und „Chosrau und Schirin“.

Erste Illustrationen, die Geschichten aus dem Leben des Propheten Mohammed zeigen, datieren aus dem 14. Jahrhundert. Der Koran selbst wurde nie bildlich verziert, man beschränkte sich auf die Ausschmückung mit Zierbändern, Ranken und stilisierten Lebensbäumen.

Miniaturmalerei war kostspielig und wurde vornehmlich an Höfen gepflegt. Wo immer sich der Fürsten- und Königshof nach einem Machtwechsel ansiedelte, entstand bald auch eine Malschule, so in Täbris, Schiras, Herat oder Isfahan. Dutzende von Handwerkern arbeiteten in den Werkstätten, neben Malern auch Papiermacher, Kalligrafen, Vergolder und Buchbinder. Kalligrafen waren noch höher angesehen als Maler (siehe Seite 66); sie signierten ihre Werke, während Zeichner meist unbekannt blieben. Die Schulung der Maler begann früh: Schon als Kinder saßen sie in den Werkstätten im Schneidersitz, ein Zeichenbrett auf den Knien, und kopierten Prinzessinnen, Krieger oder Blütenbäume.

Unter den Timuriden entwickelte sich im 14. Jahrhundert ein eigener persischer Nationalstil: Die Bildfläche wurde in kleine Szenen aufgeteilt, winzige Detailverzierungen erschienen, der Himmel wurde einfarbig, Pflanzen stilisiert. Vor allem die scheinbar bis ins Unendliche auslaufende Linienführung – gut sichtbar in der Gestaltung geheimnisvoll verwaschener Felsen – wurde zum Markenzeichen.

Der Timuridenprinz Baisonghur (gestorben um 1434) gründete in Herat eine bedeutende Kunstakademie. Hier wirkte auch Kamaleddin Behsad (gestorben um 1535), Irans größter Miniaturmaler. Von Zeitgenossen als „Wunder des Jahrhunderts“ gerühmt, gilt er in Europa als „Raffael des Ostens“. Der türkische Literaturnobelpreisträger Orhan Pamuk charakterisiert ihn in seinem 1998 veröffentlichten Roman „Rot ist mein Name“ als „Maler mit der Wunderhand“.

Behsad drängte die bis dahin dominierende Kalligrafie zurück und bestimmte selbst den Raum, den er für seine Kompositionen benötigte. Seine Werke sind naturalistischer, seine Figuren individueller. In genau beobachteten Alltagsszenen zeichnete er Bauarbeiter ebenso wie Badende in einem Hamam.

Das 16. Jahrhundert brachte eine tiefgreifende Neuerung: Die Maler fertigten nun Einzelblätter an, die auch für die Mittelschicht erschwinglich waren. Damit wurden die Künstler freier in ihrer Themenwahl. Sie emanzipierten sich vom Hof und signierten fortan ihre Werke.

Die letzte iranische Miniaturmalschule entstand im 17. Jahrhundert unter Schah Abbas I. in Isfahan. Ihr bedeutendster Künstler, Resa Abbasi (gestorben um 1635), ging selten ohne Tuschkasten aus: Er skizzierte in Gärten, Bergen oder auf der Straße, typischerweise elegante Jünglinge mit Backenbart in kostbaren Mänteln und Turban. Humor zeigt Abbasi in der Gestaltung eines Liebespaares: Trotz der komplizierten Umschlingung wahrt es das Gleichgewicht – die Weinschale auf dem Knie beweist es.

„Das Liebespaar“ von Resa Abbasi 1629, „Löwe und Löwin“ aus dem Tierbuch des Ibn Bachtischu 1298

Hossein Fallahi lehrt heute alle Stilrichtungen. Für seine Miniaturen benutzt er, wie die früheren Maler, nur Naturfarben. Hergestellt werden sie aus Gold, Silber und Lapislazuli oder aus Pflanzen wie Hennastrauch, Safran und Färberkrapp. „Schwarz gewinnt man aus der Asche von Fischknochen“, erzählt er. „Die Pinsel müssen sehr fein sein. Sie bestehen aus Katzen- oder Eichhörnchenhaar.“ Ein paar Striche mit ruhiger Hand, und das Antlitz Ferdausis wird erkennbar. Die Touristen, die sich im Geschäft drängen, staunen. Wie lange er für eine Miniatur auf einem Kamelknochen brauche? „Zwei Tage“, antwortet Fallahi. Erst zeichne er die schwarzen Konturen, dann koloriere er. Wichtig sei die Imagination des Künstlers. „Die Realität ist nicht bedeutsam.“

Als die Touristen zu den Sehenswürdigkeiten am großen Platz weiterziehen, verteilt Mila ihr Gebäck. „Ich komme bestimmt wieder“, sagt sie und schiebt sich eine Köstlichkeit aus Rosenwasser und Pistazien in den Mund.

SAMMLUNG SARRE, BERLIN (O.); NEW YORK MORGAN LIBRARY (U.)